

form aller Namen von Dingen auf Thätigkeiten, wie der Taubstumme die Dinge durch Thätigkeiten bezeichnet. Die ursprünglichsten Sprachlaute bedeuten eben auch noch nicht Vorstellungen, sondern Anschauungen, und die Unterscheidung von Ding und Thätigkeit tritt später auf.

Zur Physiologie der Sprachlaute.

Von

S. Steinthal.

- F. S. du Bois-Reymond**, „Kadmus oder allgemeine Alphabetik vom physikalischen, physiologischen und graphischen Standpunkt.“ 1862.
- M. Thausing**, Dr., „Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache.“ 1863.
- C. L. Merkel**, Prof. Dr., „Physiologie der menschlichen Sprache.“ 1866.

Die Physiologie der Sprachlaute ist ganz und gar ein Kapitel der Physiologie, d. h. der Lehre vom Mechanismus der animalisch-organischen Vorgänge und Bewegungen, und steht insofern ganz außerhalb der Sprachwissenschaft, d. h. der Lehre von der Vorstellung der Gedanken. Ich meine, selbst die grammatische Lautlehre ist verschieden von der Laut-Physiologie.

Andererseits freilich ist anerkannt, daß alle Gesetze des Lautwandels so lange auf den Namen Gesetz nicht den geringsten Anspruch haben, nur durchaus empirische, begriffslose Regeln bilden, als nicht die beobachteten Thatfachen des Laut-

wandels auf die Physiologie der Sprachorgane zurückgeführt werden.

Hieraus ergibt sich das Verhältniß des wissenschaftlichen Sprachforschers zum Physiologen: er geht bei ihm zu Lehen. Die Physiologie der Sprachorgane ist eine unentbehrliche Hilfsdisciplin der Sprachwissenschaft. Der Grammatiker als solcher kann sich hier nur aufnehmend, lernend verhalten, aber nicht mitforschend und nicht urtheilend; er kann mitreden, aber er darf nicht dreinreden.

Das Aufnehmen, das Borgen ist nicht leicht; man kann nicht aufnehmen, wovon man nichts versteht. Niemand aber kann sagen, er verstehe etwas von Anatomie, der nicht mindestens ein Semester secirt hat. Wie viele Grammatiker aber hatten wohl dazu die Gelegenheit? Ich nicht; und so darf ich bekennen, trotz vieler Bemühungen verstehe ich nicht Anatomie.

Tedoch auch so glaube ich mit Sicherheit folgendes bemerken und aussprechen zu dürfen. Jedes von den in der Ueberschrift dieses Aufsages genannten Büchern hat seine Verdienste, und die nothwendigsten Grundbegriffe der Physik und der Physiologie der Laute kann man aus jedem von ihnen erlernen, vielleicht aus den erstgenannten beiden noch besser als aus dem dritten, und wohl am leichtesten aus dem ersten. An Bedeutung aber überragt beide das Werk von Merkel so sehr, daß eine Vergleichung kaum noch möglich ist. Seine sind dilettantisch, dieses ist streng wissenschaftlich, sehr streng. Auch bearbeitet Merkel die lautliche Seite der Sprache in so weitem Umfange wie vor ihm wohl niemand. Namentlich betrachtet er die Sprachlaute nicht bloß in ihrer Vereinzelnng, sondern auch in ihrer Verbindung zu Sylben und Wörtern. Zugleich giebt er eine Kritik seiner Vorgänger, unter denen wohl Brücke und Helmholtz die bedeutendsten sind. Du Bois-Reymond nämlich ist nicht der berühmte Physiologe, sondern dessen Vater. Er hat die Entdeckung gemacht, daß die Verschiedenheit der Vocale auf der Verschiedenheit des Klanges (Timbre) im Gegensatze zum Tone beruhe, daß sich also a i u, auf gleicher Höhe des Tones gesungen, aus wesentlich gleichen Gründen unterscheiden, aus welchen sich derselbe Ton von verschiedenen Instrumenten

(Klavier, Violine, Trompete) unterscheidet. Hierin trifft er mit Helmholtz zusammen; nur daß, was bei ihm kaum mehr als eine Hypothese ist, von Helmholtz durch Experimente bewiesen wird.

Wir werden uns also hier vorzüglich an Merkel halten. Wo nun aber dieser mit seinen Vorgängern in Streit liegt? Nun, solche Punkte lassen wir entweder unberührt, wie ja noch so manches in der Physiologie der Laute anerkanntermaßen im Dunkel liegt; oder wir entscheiden uns nach sprachwissenschaftlicher Rücksicht.

Denn das Mitreden, wie gesagt, ist uns gestattet, und das können wir uns nicht nehmen lassen. Unser Gesichtspunkt ist ein anderer als der des Physiologen, nämlich der historische, und hier sind wir die Herren, und der Physiolog darf zwar mitreden, aber nicht dreinreden. Ein Beispiel für den Zwiespalt der grammatisch-historischen und der physiologischen Betrachtung kann der Laut unseres sch bieten. Die Schreibweisen sch, ch, sc mögen immerhin, wie Merkel meint, jeder physiologischen Begründung entbehren — da in der Schrift ihrem Wesen nach etwas Conservatives liegt, so ist sie etymologisch, und etymologisch ist jener Laut aus k (c) und sk entstanden. Die Aussprache desselben aber als s + ch (genauer: den Eintritt von s + ch für sch, wie er im Munde des Westfalen stattfindet) als einen „Mißbrauch“ bezeichnen: das können wir durchaus nicht gestatten, da nicht der Westfale sch in s + ch zerlegt hat, sondern wir s + ch in sch zusammengezogen haben.

Sch kann, bevor wir weiter gehen, auch folgende Bemerkung nicht unterdrücken. Jeder Physiologe bestimmt die Erzeugung der Laute nach seiner eigenen Aussprache. Der Nord-, Süd-, Mittel-, West-, Ost-Deutsche aber sprechen vielfach den wesentlich identischen Laut verschieden aus. Genau genommen, d. h. gerade: physiologisch genommen, sprechen sie in solchem Falle gar nicht denselben Laut; nur haben ihre Laute sprachlich denselben Werth. Aber natürlich werden in solchem Falle die Physiologen nicht übereinstimmen. So scheint mir Merkel's Polemik gegen Lepsius in Betreff des v und w falsch gerichtet.

Das w, von welchem Merkel spricht, bei welchem „die Zähne nicht das Geringste zu thun haben“, ist ein anderes, als von dem Lepsius spricht; jenes ist rein labial, dieses labio-dental, und Lepsius irrt nur darin, daß er meint, jenes sei bloß provinziell. Es liegt aber vor, wie ich mich überzeugt halte, in dem spanischen b, dem neugriechischen β, während unser deutsches w, wie ich meine, allerdings labio-dental ist. Ich habe das rein labiale w von einem Deutschen nie gehört. Und wenn auch beim deutschen f die Oberlippe mitwirkt, so kann ich doch nach meiner Aussprache die wesentliche Mitwirkung der vorderen Oberzähne nicht leugnen lassen.

Daher ist mir manche Bemerkung, die Merkel macht, ganz unverständlich, weil ich nicht weiß, wie er spricht; z. B. soll das sch in „scharren, schämen, Schock“ adspirirt sein; oft höre man es auch in „schimpfen, geschah, geschehen“ adspirirt. Ich habe nie ein adspirirtes sch gehört.

Es wäre also wünschenswerth, daß etwa auf einer Versammlung der Naturforscher die Physiologen aus allen Gegenden Deutschlands, ja wo möglich aus allen Ländern Europas sich über die Physiologie der Laute zu vereinigen suchten. So viel steht mir fest, Brücke wird Merkel nicht widerlegen, nicht würdigen können, wenn er ihn nicht sprechen gehört hat. Ohne persönliches Begegnen der Forscher wird die Physiologie der Laute nicht begründet werden. Ja, wenn es sich um Laute handelt, deren Dasein in den Sprachen anderer Erdtheile behauptet wird, so hat kein Physiologe das Recht, durch einen Machtspruch dieselben als nicht vorhanden zu beseitigen. Merkel folgt Brücke in der Behauptung, die Media aspirata (bh, gh, dh) sei unmöglich. Es sind ihm Arendt's „Phonetische Bemerkungen“ im zweiten Bande der „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung von Kuhn und Schleicher“ S. 283 ff. entgangen. Arendt behauptet, sich davon überzeugt zu haben, daß die Media aspirata im Hindostanischen, also überhaupt in den mehr als zwanzig lebenden Töchtern des Sanskrit, wirklich vorkomme, daß sich nämlich in den betreffenden Fällen zwischen die Media und den Hauch kein Vocal einschleibe, vielmehr die Media unmittelbar mit dem h verbunden werde. Auch bleibe

dabei die Media ganz rein und deutlich und neige nicht im geringsten zur Tenuis, oft habe er dabei den sogenannten Blählaut, das eigentliche Characteristicum der Media, vernehmlich bemerkt. Ein Physiologe würde, wäre ihm die Beobachtung gegönnt, die Aussprache solcher Laute oder Lautverbindungen wie gh, ghn, genauer bestimmen, da er sie nicht bloß hört, sondern auch sieht; aber an Brendt's Angaben zu zweifeln, finde ich nicht den mindesten Grund. Und so möge der Physiologe öfter fürchten, daß Laute, welche er für unmöglich hält, nur ihm und uns unmöglich seien, weil wir nicht darin geübt sind, daß sie aber bei anderen Völkern vorkommen.

Kommen wir auf das sch zurück. Es war dem Sprachforscher angenehm, von Brücke zu hören, daß dieser Laut durch zwei Verengungen in der Mundhöhle gebildet werde, durch eine Combination des s-Mechanismus mit dem Mechanismus des deutschen hinteren ch in „sch“. Denn so war die historische Entstehung des sch aus s + ch physiologisch begriffen. Der Sprachforscher kann nicht entscheiden, ob Brücke Recht hat. Wenn nun Merkel Recht hätte, der den Laut sch für durchaus einfach erklärt? — In jedem Falle darf der Sprachforscher nicht vergessen, daß, wenn Brücke's Auffassung die Entstehung des deutschen sch leicht erklärt, doch auch noch z. B. das französische ch zu erklären bleibt, das aus lateinischem c (d. h. k) ohne Mitwirkung eines s entstanden ist. Für diesen Lautwandel scheint mir Merkel's Darlegung des sch-Mechanismus beachtenswerth. Zwar muß ich es dahingestellt sein lassen, ob es für diesen Wandel überhaupt, des k in sch, genügt, wenn ich bemerke, daß bei k das wesentlichste Moment der Articulation die Hebung des Hintertheils der Zunge bildet, und daß bei sch dasselbe nur in geringem Maße geschieht; es hätte also jener Wandel seinen Grund in einer Schwächung der Articulation, in einer mangelnden Energie der Aussprache. Das Ungenügende dieser Erklärung liegt darin, daß nach Merkel die Stellung der Lippen, die bei k ganz indifferent ist, beim sch das wesentlichste Moment ausmacht. Bei der Aussprache des sch werden die Lippen, ohne wie bei o, u verkürzt zu werden, nach auswärts gestülpt und dadurch von den beiderseitigen

Schneidezähnen und deren Zahnfleisch abgezogen. Dabei werden auch beide Mundwinkel etwas gehoben und überhaupt die ganze Mundspalte etwas höher gestellt, als sie im Indifferenzzustande steht. Durch diese Lippenbewegungen wird vor den Schneidezähnen und dem Zahnfleisch ein nach Länge und Breite ziemlich umfänglicher aber wenig tiefer, senkrecht gestellter Hohlraum gebildet. Wird nun bei dieser Stellung ein nicht tönender Luftstrom durch den Mund geführt, so entsteht zwischen den beiden Zahnreihen ein zischendes Geräusch, das, weil es in einem ziemlich weiten Vorraum zur Resonanz gebracht wird, eine große Vollheit oder Breite darbietet und in dieser Hinsicht zum dünnen Sibilus s stark contrastirt. — Wenn nun dies richtig wäre, so bliebe es freilich fraglich, warum der Franzose bei der Aussprache des c solche Lippenstellung annahm, und darum deutete ich schon an, daß auch bei Merkel's Ansicht der Uebergang von c (k) in ch (sch) unerklärt bleibe. Dagegen könnte uns Merkel sehr zu Hülfe kommen dafür, daß das lateinische c weder vor o und u, noch vor e und i zu sch ward, sondern nur vor a. Denn die Lippenbewegung bei o und u bildet nach dem Obigen einen gewissen Gegensatz zu der von sch, und wir können zwar scho, schu sprechen, aber es ist kein Reiz vorhanden co in scho zu wandeln. Noch schärfer ist der Gegensatz des sch in der Lippenbewegung zu e und i; denn bei diesen Vocalen werden die Lippen in die Breite gezogen und also den Zähnen genähert. Nur bei a, wo gar keine Lippenbewegung stattfindet, konnte die Vorstülpung eintreten.

Wie viel Werth diese Bemerkung hat, bleibe dahingestellt. Ich habe jedoch noch folgende Bemerkung gegen Merkel zu machen. Gerade beim sch habe ich öfter bemerkt, wie dieser Laut aus dem Munde mancher Personen anders lautet als aus dem Munde Anderer. Ferner: nachdem ich Merkel's Erklärung gelesen hatte, trat ich vor den Spiegel und sprach sch. Dabei bemerkte ich ungefähr solche Lippenbewegung wie Merkel sie angiebt; namentlich deutlich war das Abziehen der Unterlippe von den Zähnen, überhaupt die Bildung eines Hohlraums zwischen den Lippen und Zähnen. Aber dabei ertappte ich mich

auf einer Täuschung: die Bewegung meiner Lippen war, wie mir scheint, reine Reflexbewegung. Weil ich solche Bewegung im Sinne trug, sie erwartete, darum führte ich sie aus. Dabei überzeugte ich mich, daß man wirklich in der vorgeschriebenen Weise ein recht dickes sch ausspricht; aber ich spreche dasselbe keineswegs gewöhnlich so. Weder ist bei meiner gewöhnlichen Sprache der Spalt zwischen den Zähnen bei s weiter als bei sch, noch bewege ich die Lippen beim sch oder beim Uebergang von s zu sch auch nur im mindesten. Wenn ich s und sch hinter einander spreche, so merke ich durchaus keine andere Bewegung der Lautorgane, als die der Zungenspitze, welche sich bei sch ein wenig senkt. Auch kann ich die Unterlippe fest gegen die Zähne drücken, das sch bleibt, so lange ich nur nicht mit der Unterlippe die oberen Schneidezähne berühre, welche bei meinem sch wie beim s ein wenig über den Unterzähnen stehen und also einen Spalt von vorn nach hinten lassen. So lange die Unterlippe diesen Spalt nicht einengt, lautet das sch.

Ich möchte mich nicht lächerlich machen, noch weniger dem Physiologen gegenüber unbescheiden sein; aber ich möchte ganz leise meine Befürchtung andeuten, ob er nicht bei der Angabe der Bewegungen, welche die Sprachorgane für die Erzeugung jedes Lautes zu vollziehen haben, gelegentlich eine Bewegung mit aufführe, welche wohl vorzukommen pflegt, vorkommen kann, welche vielleicht den Laut verstärkt, keineswegs aber nöthig, vielleicht nur eine zwecklos associirte Bewegung ist. So dürfte wohl z. B. der Raum zwischen den Lippen und Zähnen, wie er im Indifferenzzustande der Organe vorhanden ist, zur Erzeugung des sch genügen, das Vorstülpen der Lippen dagegen überflüssig sein. Durch solche associirte Bewegungen wird der Laut modificirt, und sie könnten national oder dialektisch sein, und dann grammatisch wichtig werden. Hieran knüpfe ich drei Bemerkungen.

Erstlich: Man hat also zu scheiden, wie die Laute gesprochen werden können, und wie sie wirklich von diesem und jenem Volke gesprochen werden. Das k mag immerhin, wie Merkel nach seiner Beobachtung an sich selbst behauptet, mit jedem Vocale an derselben Stelle des Gaumens gesprochen werden

können; aber wird es wirklich überall in allen Fällen an dieser Stelle gesprochen? Die semitischen Laute k und q sind unzweifelhaft zwei an verschiedenen Stellen gesprochene k-Laute; selbst wenn q, wie Merkel meint, ein am weichen Gaumen gesprochenes kch sein sollte, so hätten wir immerhin ein vorderes und ein hinteres k.

Ferner aber kann der Grammatiker zuweilen aus dem Wandel eines Lautes, wie ich meine, mit absoluter Gewißheit auf die Stellung der Organe bei Aussprache desselben schließen, also die Articulation vergangener Jahrhunderte bestimmen. Der alte Römer sprach vielleicht sein k in ca und ci an ganz gleicher Stelle des Mundes. Da aber die romanischen Völker das c in ca und ci verschieden aussprechen, so muß nothwendig angenommen werden, daß eine mehr oder weniger lange Zeit vom späteren Römer das c in ca und ci nicht an derselben Stelle gesprochen wurde. Hiermit will ich in Bezug auf das k noch nicht gegen Merkel gestritten haben. Denn ich meine, Merkel könnte darin Recht haben, daß ein k niemals weiter nach vorn gebildet werden kann als an der Grenze des harten und weichen Gaumens. Wenn er aber erklärt, daß beim k die Zunge an das Gaumsegel anlagert, eben so auch beim g, nur lockerer und in geringerer Ausdehnung: so frage ich, könnte nicht auch in derselben Zungenlage, welche g hat, ebenfalls (nur durch festeres Anlegen der Zunge) ein k erzeugt worden sein? Die geringere Ausdehnung aber, in welcher die Zunge den weichen Gaumen berührt, versteht doch Merkel gewiß so, daß die Zunge nur den vorderen (nicht etwa nur den hinteren) Theil des Gaumsegels berührt. Also hätten wir hier eine vordere Bildung des k. Und wenn diese unbequem war, so wäre es ja recht begreiflich, daß dieses k immer mehr nach vorn geschoben, d. h. der Dentalis genähert wurde, bis es endlich reiner Sauselaut wurde, wie dies im Französischen geschehen ist. Daß aber der Raum, in welchem bei k die Zunge an dem Gaumsegel lagert, gerade bei den Vocalen e und i, nicht aber bei a, o, u, hinten verkürzt wird, erklärt sich leicht aus der Lage, welche die Zunge bei i einnimmt; diese ist bei dem i-Mechanismus gewölbt, also ist es nur Assimilation des k an das i,

wenn die Zunge schon beim k sich mehr wölbt, als sie bei k vor a thut; und ist sie gewölbter, so kann sie einen kleineren, weniger nach hinten reichenden Raum berühren. Vielleicht geschieht beim semitischen q das Gegentheil, daß hier die Zunge, platter, einen kürzeren, aber den hinteren Theil desjenigen Raumes berührt, den bei der Bildung des k die Zunge berühren kann.

Drittens: Die associirten Bewegungen, wenn sie zwecklos sind, sind allemal eine Ungezogenheit. Aber die Völker haben ihre Ungezogenheiten, lebenswürdige und unliebenswürdige. Eine Thätigkeit, die mit bloß zweckmäßigen Bewegungen vollzogen wird, ist meist nur Erzeugung der Zucht. Aus solchen zwecklosen Associations-Bewegungen erklären sich vielleicht alle Mouillirungen (wie kj, tj, tsch u. s. w.) und alle labialen Affectionen des k und g (qu = kw), insofern sie nicht durch die assimilirende Kraft eines folgenden Lautes bewirkt werden, also rein mechanisch sind, weder vom Zwecke, d. h. der Bedeutung, noch von dem Wohl laut erfordert werden, wie wenn aus der Urform für das Zahlwort fünf, kankan, allmählich in verschiedenen Sprachen pankan, quinque, πέμπε, πέντε wird. Das k ist „an sich“ nicht k, nicht τ, nicht qu, nicht p, sondern an sich ist es eben k, und bloß k. Treten aber neue Bedingungen hinzu, z. B. Associationsbewegungen der Lautorgane, so wird aus k + x irgend ein anderer Laut als k.

Grundlos sind auch die Associationsbewegungen nicht; sie stehen zum Theil unter dem Gesetze der Trägheit. So ist z. B. die Verbindung des k mit folgendem a, also die Aussprache der Sylbe ka eine sehr schwierige, große Energie der Sprachorgane voraussetzende; denn um vom k zum a zu gelangen, liegt ein weiter Weg, den die Organe mit augenblicklicher Geschwindigkeit durchlaufen müssen. Nämlich um anlautendes k zu sprechen, wird die Zunge nebst Mundhöhlenboden, Zungenbein und Kehlkopf, bei geöffnetem Munde mehrere Linien hoch gehoben, noch etwas höher als für den Vocal i: dagegen sinkt bei a der Kehlkopf nebst dem Zungenbein einige Linien unter den Indifferenzpunkt und die Zunge liegt ruhig auf dem Boden der Mundhöhle; ferner wird die Zunge beim k verkürzt, was bei a nicht

geschieht. Auf diesem Wege zwischen k und a liegt die Station von i, wo dann zunächst vorübergehend ein kurzer Halt gemacht wird. Denn wenn der Kehlkopf von k zu a herabsinken soll, durchläuft er i; eben so thut es die Zunge. So ist die Mouillirung leicht begreiflich. Anders, scheint es, verhält es sich mit der labialen Affection. Zwar die Zunge steht auch beim u mit ihrem Mitteltheile ziemlich hoch; dagegen der Kehlkopf sinkt noch tiefer als bei a. Hier erinnere ich nun aber daran, daß die ungeschickten Associationsbewegungen meist darauf beruhen, daß eine viel größere Kraft und mehr Muskeln eingesetzt werden, als die gewollte Wirkung erfordert. So machen es die Völker auch bei ka: sie geben der Mundhöhle voreilig und überflüssig noch ehe sie k sprechen; mit Rücksicht auf das folgende a, schon die jenseit des Ziels liegende Stellung von u; und da sie gewohnt sind, mit solcher Stellung des Kehlkopfes die Lippen vorzuschieben, so thun sie es auch in diesem Falle, und indem sie dann, so gut es geht, das k erzeugen, entsteht kua, kwa *).

Wie dem auch sei, so dürfte vielleicht die Verwandlung des ka in kua, kwa (qua) dieselbe Ursache haben, wie der französische Uebergang des lateinischen ca in cha d. h. scha, wenn nämlich bei sch die Mitwirkung der Lippen so charakteristisch ist, wie für qua.

Kommen wir zu den Lautstufen. In Betreff der Media stimmt Merkel mit Brücke darin überein, daß der Verschluß der Stimmritze wesentlich ist; doch will er, und daran thut er wohl Recht, die Media nicht zu den eigentlich tönenden Consonanten, den Halbvocalen, rechnen, weil dabei für den Ton kein offener Resonanz-Raum vorhanden ist, der Ton also nur als Worton

*) Diese Erklärung des kw kann zu künstlich, zu verwickelt erscheinen. Daß man aber nicht bloß qua, sondern auch quis, quinque sagt, dürfte wohl kein Einwand sein; denn es ist doch wohl anzunehmen, daß man früher quas, quanqua sprach. Merckels einfachere Erklärung: „die nach Losreißung der Zunge vom Gaumen explodirende Luft wird unterwegs von den Lippen zurückgehalten, eingeengt und zum Wehen gebracht“ betrifft unsere deutsche Aussprache des kw. Dies ist aber erst aus dem Laute des lateinischen qu, engl. qu, entstanden.

erscheint, als sogenannter Blählaut. Immerhin wird dadurch begreiflich, wie die romanischen Völker, welche die tönende Sprache so lieben, häufig die lateinische *Tenuis* in die *Media* wandeln und in allen Sprachen die *Tenuis* zwischen zwei Vocalen der Gefahr dieses Wandels ausgesetzt ist.

Für die *Tenuis* unterscheidet Merkel eine halbharte oder implosive von der harten explosiven. Erstere wird mit fest und in ihrer ganzen Länge geschlossener Stimmritze gesprochen, ohne daß jedoch die Stimmbänder tönten, welche erst für den sich unmittelbar anschließenden Vocal zum Tönen gebracht werden. Dieser Laut scheint die echte *Tenuis* zu sein, welche nicht nur die Orientalen, sondern auch die Slaven und Obersachsen (aber nicht die Nord- und Süddeutschen) sprechen. Er wird besonders im Anlaut gehört. Dagegen wird die explosive *Tenuis* bei offener Stimmritze gesprochen. Die adspirirte *Tenuis* (oder *Adspirata*) unterscheidet sich von dieser dadurch, daß beim Durchbruch der Luft durch die Verschlussstelle durch Contraction der Bauchmuskeln der Luftstrom stoßweise und momentan beschleunigt wird.

Demnach ist das System der Consonanten bei Merkel folgendes:

A. *Occlusivae*, Verschlusslaute:

- 1) *velo-linguales*: media *g*, *tenuis implosiva k*, *tenuis explosiva k*, *tenuis adspirata k̄*;
- 2) *maxillo-linguales*: *d*, *implosives*, *explosives* und *adspirirtes t*;
- 3) *labiales*: *b*, *implosives*, *explosives* und *adspirirtes p*.

B. *Fricativae* und *strepentes*, Reib- oder Blasgeräuschlaute:

- 1) *velo-linguales*: hinteres *ch* (in unserm *ach*) mit Unterabtheilungen;
- 2) *palato-linguales*: vorderes *ch* (in unserm *ich*) mit Unterabtheilungen, namentlich unserm *j*;
- 3) *Sibilantes*: *s* mit Unterabtheilungen, namentlich dem weichen *ʃ* und gespelten *ʒ*, *tʃ* (unserm *z*), *ɸʃ*;

- 4) Stridulae: ſch, franzöſiſch j, tſch, dſch;
 5) Labiales: f, w, pf.

C. L-Laute.

D. R-Laute (2 Genera).

E. Nasales (3 Genera).

In Summa 5 Familien, 14 Genera, 72 Species von Consonanten. Hierzu käme noch die Familie der Gutturales, namentlich unſer h. Merkel ſieht in den letztern Lauten nur verſchiedene Weiſen, den Vocal einzufegen, aber keine ſelbſtändigen Laute, da ihnen der volle akustiſche Gehalt fehlt. Daß Merkel zwiſchen den mit unſerm h eingefegten Vocal und den ganz hauchlos eingefegten noch das franzöſiſche lautbare h einſchiebt, kann wohl nur Billigung finden. Aber wie verhält es ſich mit dem ruſſiſchen h? Es iſt vom unſrigen verſchieden und nähert ſich unſerm ch.

Unter den Sprachforſchern iſt die Vorſtellung vom Gewicht der Laute ſchon längſt ſehr geläufig. Als hierauf bezüglich hebe ich folgende Stelle aus Merckels Werk heraus; denn der Umſicht dieſes Phyſiologen iſt, vielleicht ohne daß er die Wichtigkeit deſſelben für den Grammatiker kannte, dieſer Punkt nicht entgangen. Er bemerkt (S. 305) im Uebergange zur Sylbenbildung, daß ſich die Laute nach ihrer Articulationsintensität unterſcheiden, welche mit dem Grade der Verengung oder Verkleinerung des Anſagrohrs (der Mund- und Kehlhöhle) und der Schallriße, beſonders aber mit der Abnahme der Expirationsluft und mit der Zunahme der articulatoriſchen Muskelthätigkeit in geradem Verhältniß ſteht. Merkel ſtellt demnach folgende Stufenleiter von der geringſten zur größten Intensität der Laute auf: h a ä e o ö u i ü l w ſch s ch (vorderes) j r ch (hinteres) f ng n m k t p (imploſive und exploſive), endltch d b g. Die Sylbe ba verbindet alſo Laute von großer Articulationsdifferenz, die Sylbe li Laute von geringer Differenz; erſtere erfordert alſo eine viel größere Thätigkeit der Lautorgane, als letztere. — Hierzu kommt aber noch eine andere Rückſicht. Bei jeder Articulation, am meiſten gerade bei der völligen Schließung des Mundcanals, ſtrebt das Sprachorgan vermöge des Geſetzes der Trägheit nach ſeinem Indifferenzzuſtande zurück,

trotzdem daß mehr Muskeln dabei in Bewegung sein mögen, als bei der bloßen Tonbildung im Kehlkopfe, daß dagegen gerade bei einigen Vocalen, namentlich beim a, das Sprachorgan am weitesten von seinem Indifferenzzustande entfernt ist.

* Hier hat Merkel zwei Gesichtspunkte zusammengestellt, die er besser ganz gesondert und an verschiedenen Orten aufzuführen gehabt hätte, die wenigstens der Sprachforscher trennen wird. Dieser unterscheidet einen Lautwandel, der durch die Berührung der Laute hervorgebracht wird (Assimilation und Dissimilation), von einem andern, den der Laut an sich ohne Rücksicht auf den nebenstehenden Laut erfährt. Für den erstern kommt das Gesetz der Trägheit in Betracht, wie es Merkel ausspricht, für den letztern die Intensität der Laute. Etwas anderes ist es, wenn das g von ago zu c in actum wird, und etwas anderes, wenn der Griechische *μιογω* für das lat. *misceo* sprach. Ferner aber kann der Sprachforscher der Bestimmung des Intensitätsgrades der einzelnen Laute, wie Merkel sie gibt, nicht beipflichten; d. h. er urtheilt nach anderer Rücksicht, denn er leugnet nicht, daß bei i und u der Mundcanal mehr verengt ist als bei a; aber er behauptet dennoch, daß a der schwerere Vocal ist. Es scheint, als wenn das, was der Grammatiker das Gewicht der Laute nennt, auf einer Zusammenfassung der beiden von Merkel aufgestellten Gesichtspunkte beruhete. Näheres hierüber zu sagen, vermag ich nicht. Nur noch dies. Wenn Merkel aus dem Gesetze der Trägheit erklärt, warum nur mit a ansetzende und auf i und u endende Diphthonge echt heißen können: so stimmt dies ganz zu den Ergebnissen der Grammatik. Wenn er dagegen behauptet, mit dem Vocal anlautende und mit dem Consonanten auslautende Sylben wie ad, ek, it, ob seien leichter zu sprechen, als die umgekehrt gebildeten, consonantisch an- und vocalisch auslautenden Sylben, so mögen immerhin die Stotternden dies bestätigen, der Grammatiker wird eher das Gegentheil behaupten, oder doch mit dieser Bemerkung schwerlich etwas anzufangen wissen. Nur eine Erscheinung wüßte ich hierher zu ziehen, daß nämlich eine geringe Anzahl von Wurzeln, welche, wie es scheint, ursprünglich aus

einem Consonanten mit dem Vocal a bestanden, umgestaltet werden: aus ka wird ak, aus ga wird gan u. s. w.

Schließlich muß auch hier wieder der verschiedene Standpunkt des Physiologen und des Grammatikers in Erwägung gezogen werden. Der Physiolog legt uns die Statik und Mechanik der Lautorgane dar. Diese Physik der Laute ist wahrlich nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung der Sprache. Aber häufig setzt sich der Geist durch trotz der Natur. Nur die sterbende Sprache, die Sprache in ihrer Desorganisation folgt der Mechanik der Laute. So weit dagegen Vitalität in der Sprache bemerkbar ist, trotzt sie der Trägheit der Organe. Das Princip der Analogie des Formenbaues macht sich geltend und überwindet die Neigungen der Organe, wenn es sich mit denselben nicht versöhnen kann. So soll nach Merkel ik leichter zu sprechen sein als ich; dennoch ist unser hochdeutsches ich aus ik entstanden, und wir sagen „nicht“, wie schwer auch dieses Wort auszusprechen sein mag.

J. S. Dswald, Das grammatische Geschlecht und seine sprachliche Bedeutung. Eine akademische Gelegenheitschrift. Baderborn 1866. 86 S. 4^o.

Diese vortreffliche Abhandlung reiht sich einerseits den allgemein sprachwissenschaftlichen Monographien von Pott und Gabelentz würdig an; andererseits (ich darf mir wohl die Genugthuung gönnen, dies auszusprechen, ohne weder unbescheiden, noch auch gegen den Verf. ungerecht zu werden) stützt sie sich auf meine „Typen des Sprachbaues“. Letzteres gilt namentlich von ihrem ersten Theil: „Die Sprachen ohne grammatisches Genus und die Sprachen mit demselben“ (S. 5—29). Der zweite Theil bespricht die „Verschiedene Behandlung des gram-

matifchen Geschlechtes im Indogermanifchen und Semitifchen“ (S. 29—60); der dritte Theil enthält eine „Ueberfichtliche Gefchichte des grammatifchen Geschlechtes in der indogermanifchen Sprachfamilie“ (S. 60—86). Pott's Abhandlung über das grammatifche Geschlecht in Ersch und Grubers Encyclopädie ist dem Verf. erst für den 3. Theil seiner Arbeit bekannt geworden, und meine Besprechung derselben in Kuhn und Schleicher's Beiträgen I. S. 292—307 ist ihm völlig entgangen.

Der Verf. beginnt mit dem Hinweis darauf, „daß nur die Sprachen auf der höchsten Stufe der Organisation, solche, welche überhaupt eine grammatifche Formbildung entfalten, den Unterschied des grammatifchen Geschlechtes aufzeigen, während dieses für die formlosen Sprachen auf niedrigerer Bildungsstufe eine durchaus fremde Erscheinung ist“. Ich weiß nicht, ob schon jemand vor mir ausgesprochen hat, daß nur der indogermanifche, der semitifche und ägyptifche Sprachstamm, also die Sprache der kaukasifchen Menschheit, Genus-Bezeichnung kenne; aber auf den Zusammenhang der Unterscheidung des Genus mit dem formalen Charakter der Sprache überhaupt und auf den innern wesentlichen Unterschied zwischen Formsprachen und formlosen habe ich zuerst mit Entschiedenheit hingewiesen (in den angef. Beiträgen I. S. 294 f., Typen des Sprachbaues 237 f.). Der Verf., um „die weitgreifende Bedeutung dieses Vorhandenseins oder Fehlens des Genus“ darzulegen, geht beispielsweise auf die Charakteristik des Magyarifchen ein, das er mit Recht als eine der am höchsten entwickelten formlosen Sprachen ansieht. Es gehört zu den uralifchen Sprachen, deren Typus ich a. a. D. S. 177—202 am Beispiele des Jakutifchen dargelegt habe. Der Verf. zeigt zunächst, wie der Mangel an Motion im Magyarifchen erscheint. Diese Sprache hat einen Artikel; aber weder dieser, noch das Adjectivum erleidet Motion, sie sind durchaus einförmig. Und eben so einförmig ist das persönliche und das possessive Pronomen.

Hierbei gibt der Verf. einen kurzen Excurs über die Verwandtschaftswörter Vater, Mutter, Bruder und Schwester, Tochter. Bruder sollte nach der Geschichte der deutschen Sprache im Genitiv kein s erhalten, wie noch im Mittelalter geschah,

und wie wir noch „Brudermord“ nicht Brudersmord sagen. „Bruders“, sagt der Verf., „ist nur Folge roher Gleichmacherei“. Dagegen meine ich, man sollte nicht so starr an den historischen Gesetzen haften, um etwas wirklich Vortheilhaftes, weil es gegen den Gebrauch früherer Jahrhunderte ist, zu verurtheilen. Es ist aber ein entschiedener Gewinn, wenn „Bruder“, statt in allen Casus des Singulars gleich zu lauten, wenigstens einen durch die Form unterschiedenen Genitiv hat. Was heißt denn organisch? Ist etwa das organisch, was nach den Gesetzen der Desorganisation, der Verwitterung der Sprachen erfolgt? Geht man vielmehr davon aus, Organisation der Sprache sei lautlicher Ausdruck dessen, was in unserm Bewußtsein lebt, so ist das s von „Bruders“ sehr organisch, Erzeugniß des Bedürfnisses, für den im deutschen Volksgeist lebenden Genitiv einen lautlichen Ausdruck zu haben. Mag das Mittelalter den Genitiv „des Bruder“ gebildet haben: der Gothe hatte das s des Genitivs, und wir kehren zu diesem alten Casus-Suffix zurück aus innerm Bedürfniß. Das sollen wir nicht verdammen, sondern fördern und uns der erhaltenen Flexionskraft freuen.

Fene fünf Verwandtschaftswörter, alle auf dieselbe Endung (ursprünglich tar) ausgehend und in gemeinsamen Eigenthümlichkeiten in allen Zweigen des Indogermanischen übereinstimmend, gehören zu dem ältesten Bestande der indogermanischen Sprachen. Sie zeigen keine Motion, weil sie in einer Zeit gebildet sind, wo man noch nicht bestrebt war, das zunächst innerlich erfaßte Geschlecht überall auch am Suffix äußerlich zu bezeichnen, wo dem -tor noch keine -trix beigegeben war (victor, victrix).

Der Verf. fragt, warum zu jenen fünf Namen nächster Blutsverwandten nicht auch der Sohn gekommen sei, denn weder stimmen bei diesem Namen die Sprachen überein, noch auch ist derselbe irgendwo durch die Endung tar gebildet. Vielleicht erledigt sich diese Frage ganz eben so wie die, warum das Magyarische kein einfaches Wort für Bruder und Schwester hat, sondern theils Umschreibungen, theils aber für den ältern Bruder ein besonderes Wort und für den jüngern ein besonderes, und ebenso für die ältere und jüngere Schwester. Der Verf.

scheint nicht zu wissen, daß in sämtlichen Sprachen der mongolischen Menschheit, wie in noch andern, dasselbe der Fall ist. Seine Ansicht, daß diese Erscheinung „mit den erblichen Majoratsverhältnissen zusammenhänge“, ist nur unvollkommen; sie hängt mit der Organisation der Familie jener Völker zusammen, der gemäß der ältere Bruder mehrfach vor dem jüngern bevorzugt ist. Sollte dies nicht auch bei den ältesten Indogermanen der Fall gewesen sein? Bei ihnen aber mag sich dies im Namen für den Sohn ausgesprochen haben, so daß der Früher-Geborene vom Später-Geborenen durch das Wort unterschieden ward. Später hat, und zwar bei jedem Volke besonders, die alle Kinder mit gleicher Innigkeit umfassende Elternliebe ein neues, gemeinsames Wort geschaffen. Doch dies ist eben nur eine Vermuthung.

Um uns fühlen zu lassen, was wir am Genus haben, verweist der Verf. auf „den Baum und die Blume, die Sonne und den Mond“ im Gegensatz zu sol und luna; er erinnert, wie Wörter, welche in andrer Hinsicht grammatisch und logisch zusammenstehen, auch dasselbe Geschlecht bekommen, z. B. Herz, Auge, Ohr (gotisch *hairta*, *augo*, *auso*) und wie die Minnesänger fragen, ob die Minne ein Er oder ein Sie sei. Ähnliche Thatsachen ließen sich in großer Menge aufführen. Von all dem hat der Magyar, der bloß in seiner Muttersprache erzogen ward, keine Ahnung, und es muß ihm mit der Aneignung des Latein oder des Deutschen eine ganz neue Welt von Vorstellungen und Gefühlen aufgehn.

Bisher kam nur das Wort an sich in Betracht; nun geht der Verf. auf das Wort als Theil des Satzes, auf die Declination ein und zeigt mit Schärfe, daß der Magyar wie der Motion, so auch der Casus entbehrt. So entbehrt erstlich der Nominativ jeglicher Bezeichnung. Es fehlt ferner der Genitiv. Statt „das Leben des Menschen“ sagt der Magyar: dem Menschen sein Leben, oder: der Mensch sein Leben. Wenn wir auf die Frage: wessen Bild ist dies? antworten: des Kaisers; so sagt der Magyar: der Kaiser das seinige. Dieses Possessivum aber ist das einfache Suffix *s*, das sich leicht an das Substantivum anschließt. Dasselbe gewährt auch dem Magyaren den

Vorthell, die griechische Wendung *οἱ ἀμφὶ* oder *περὶ τὸν θεὸν* sehr gefügig wiedergeben zu können. Für unser „mein Bruder und seine Angehörigen“ sagt er: mein Bruder die Seinigen, *bátya-m-ē-k* Bruder=mein=seinig=en. — Was sonst noch als Casus erscheint, ist nichts Anderes als eine Präposition, die dem Substantivum hinten angefügt wird. Ob der Verf. den Accusativ des Magyarischen richtig erklärt hat, lasse ich dahingestellt. Wichtig ist, daß der Accusativ nicht überall auftritt, wo er als Object stehn sollte, sondern durch die Grundform des Substantivum, die auch den Nominativ vertritt, ersetzt wird. — Eine Endung zum Ausdrucke der Mehrheit ist vorhanden; aber wo Vielheit schon durch ein bestimmtes oder unbestimmtes Zahlwort angezeigt ist, wird jene Endung weggelassen. Für „viele Menschen“ heißt es: „viel Mensch, drei Mensch“. Noch realistischer ist der in bestimmten Fällen vorkommende Ausdruck: in Vielheit Menschen, in Dreiheit Menschen, für „viele, drei Menschen“.

So zeigt der Verf., daß im Magyarischen die Beziehungen, welche wir durch die Abwandlung des Nomens gewinnen, wenn überhaupt, nur materiell durch realistische Bedeutungslaute erreicht werden, obwohl diese durch äußerst reich entfaltete Suffigirung den Schein einer üppigen Flexionsfülle gewähren. Und so sieht man zwar, daß Mangel an Motion mit Mangel der Casus verbunden ist; aber es ist noch nicht bewiesen, daß jener die Ursache von diesem ist. Da, wie die historische Grammatik zeigt, auch im Indogermanischen die eigentlichen Casussuffixe an sich nichts mit dem Genus zu thun haben, da man *famulu-m* wie *mensa-m* sagt, *το-ν ποσι-ν* wie *τη-ν φουσι-ν*, und so alle Casusformen in den Geschlechtern wesentlich gleich sind: so ließe sich in Abstracto denken, daß eine Sprache ohne Motion die Casusunterschiede rein erfäßt und bezeichnet hätte. Doch folgen wir dem Verf. weiter.

Er kommt zum Satzgefüge. Zuvörderst hebt er hervor Mangel an Congruenz des Adjectivs mit dem Substantivum. Welches Suffix auch an das Substantivum tritt, das attributive Adjectiv bleibt in unveränderter Stammform. Auch hier unterläßt der Verf. zu zeigen, wie der Mangel des Geschlechtsunterschiedes den der Congruenz in Casus und Numerus zur

Folge hat. Treffend aber ist die Bemerkung, daß das Attribut im Magyarischen darum unwandelbar ist, weil Casus und Numerus hier nicht zu Kategorieen werden, in welche die Attribute des Substantivum eingetragen werden könnten. Auch erklärt der Verf. später (S. 75), daß „außer dem Nachweise, daß die magyarische Sprache so wie die mit ihr typisch verwandten Sprachen kein wahrhaft grammatisches Genus besitzen, sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, den innern und wesentlichen Unterschied zwischen der formlosen Suffigirung dieser Sprachen und der formalen Flexion der höchst organisirten möglichst klar zu machen“. Also es ist der Mangel an Form, an reiner Auffassung der Kategorieen der Vorstellungen, der sich sowohl in der fehlenden Motion, wie in den fehlenden Casus- und Numerus-Kategorieen, und also in der fehlenden Congruenz kund gibt.

Und darum, weil dem Magyarischen überhaupt die Form fehlt, fehlt ihm auch der Unterschied zwischen Attribut und Prädicat. Es fehlt wenigstens die Copula „ist“. Die bloße Stellung und der Satz-Accent liefern einen dürftigen Ersatz. Gut Mensch heißt ein guter Mensch, Mensch gut heißt der Mensch ist gut. Dagegen wird das factitive Prädicat in dreifacher Weise ausgedrückt. In dem Satze: Franciscus coronatus est imperator erhält das Wort für Kaiser ein anderes Suffix, wenn man andeuten will, daß Franz durch die Krönung zum Kaiser ward, ein anderes, wenn die Meinung ist, daß er, der Kaiser war, gekrönt wurde, und ein anderes, wenn man ausdrücken will, daß er mit kaiserlicher Pracht gekrönt wurde. Dergleichen kann, denn dergleichen will keine Flexionsprache; sie will es nicht, denn dergleichen betrifft Unterschiede des sachlichen Gehaltes, nicht Unterschiede der Form.

Ich stimme dem Verf. darin unbedingt bei, daß das Magyarische wie Finnische keineswegs eine rohe, stumpfe, zum Ausdruck des Gedankens unbehülliche Sprache ist. Wer auch, der diese Sprache versteht und etwas von ihrer Literatur kennt, möchte so verwerfend über sie urtheilen? Wenn mir aber erstlich der Verf. (S. 7) vorwirft, daß ich über die Vocalharmonie dieser Sprachen „zu geringschätzig“ geurtheilt hätte: so ver-

weise ich ihn auf seine eigene Aeußerung (S. 23 ff.), wo er alle Vorzüge jener Sprachen „Vorzüge des äußern Scheines, denen der innere Gehalt abgeht“, nennt, wo er von der Vocalharmonie sagt, sie beruhe „doch wohl hauptsächlich nur auf einer schlaffen Bequemlichkeit der Mundwerkzeuge“, kurz wo er sich in unbewußten Reminiscenzen an meine Aeußerungen (Typen des Sprachbaues S. 177 f.) ausläßt. — Was nun zweitens des Verf.s Anmerkung betrifft, der oft hervorgehobene Widerspruch zwischen den dem mongolischen Stamme angehörenden Sprachen und der kaukasischen Physiognomie der Magyaren und Finnen sei wichtig und lehrreich für den Erweis der ursprünglichen Einheit aller Sprachen: so ist mir hier der Zusammenhang völlig unklar. Das Recht, von „semitischen Aethiopen“ zu reden, ist mir noch sehr zweifelhaft. Wenn ich aber „eine unübersteigliche Kluft zwischen den einzelnen Sprachtypen“ anzunehmen, nicht nur „Mene mache“, sondern entschieden vorgegangen bin: so widerspricht das der ursprünglichen Einheit der Sprachen, wenn jemand sie annehmen will, keineswegs und soll noch weniger der geistigen und ethischen Einheit des Menschengeschlechts widersprechen, die ich als Desiderat und Ziel anerkenne (vergl. diese Zeitschr. II. S. 379). Denn die unübersteigliche Kluft ist erstlich nicht eine ursprünglich geschaffene, sondern im Laufe von Jahrtausenden, ja vielleicht von Jahrzehntausenden gewordene; und zweitens bedeutet sie nicht, daß der Magyar und auch der echte Mongole und der Neger nicht die Fähigkeit haben sollten, sehr gutes Latein oder Deutsch zu reden, sondern nur, daß aus dem Magyarischen und aus den Neger-sprachen niemals eine recht flexivische Sprache werden kann, daß die Richtung, welche die formlosen Sprachen eingeschlagen haben, und die, welcher die Flexions-Sprachen folgen, so verschieden sind, daß sie trotz gelegentlicher Krümmungen doch nur von einander abweichen. Was der Verf. S. 77 f. hingegen bemerkt, um zu erweisen, daß ein Fortschritt von der Nebensetzung der einsyllbigen (isolirenden) Sprachen zu der Zusammensetzung der anfügenden, von dieser zur Suffigirung, und endlich von dieser zur Flexion möglich sei, beruht auf einem völligen Abirren von der Frage. Auf Erscheinungen, wie die von ihm

dort aufgeführten, ist oft genug hingewiesen. Sie gehören in das Kapitel der Morphologie der Sprachen. Der Verf. aber hatte mir ja S. 2 seiner Arbeit zugestanden, daß die morphologischen Unterschiede nur Unterabtheilungen bilden, die Haupteintheilung aber in Formsprachen und formlose nicht aufheben. Und soll ich ihn an alles das erinnern, was er, im Anschluß an meine Ansicht, gegen Boller und Andre S. 79—82 sehr schön ausführt?

Der Verf. wollte im ersten Theile seiner Arbeit an einer Sprache ohne Genera anschaulich machen, welches Gut wir am Genus besitzen. Hat er nun auch vielmehr gezeigt, was Mangel und Besitz der Form überhaupt bedeutet, so ist doch anzuerkennen, daß dieser Erweis wohl gelungen ist. Begleiten wir ihn jetzt durch den zweiten Theil seiner Arbeit.

Er beginnt mit der allgemeinen Charakteristik der Indogermanen und Semiten, dieser in neuester Zeit so lebhaft und so verkehrt behandelten Frage. Auch hier erfreue ich mich der Uebereinstimmung des Verf. im Wesentlichen. Aber Hr. Grau (Verf. von „Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zur Religion und Wissenschaft“) wird staunen, sich vom Verf. „einer ungeeigneten Bevorzugung des Judenthums“ angeklagt zu finden; und wenn der Verf. gegen Hrn. Grau fragt: „ist denn das Christenthum nicht auch eine monotheistische Religionsform?“, so übersteht er völlig, daß letzterer seine Schrift gegen diejenigen sehr gelehrten, geachteten und berühmten Männer gerichtet hat, welche den Ruhm des Christenthums gar nicht darin sehen, eine Form des Monotheismus zu sein, sondern vielmehr gerade darin, daß es die absolute Form des Polytheismus ist (vergl. Welckers Mythologie). — Ich will hier dem Verf. nicht ins Einzelne folgen. Nur dies sei bemerkt: Das Christenthum ist eine viel zu umfassende, viel zu mächtige Erscheinung, als daß sie durch Betrachtungen vom sprachlichen Standpunkte aus mehr als auf das alleroberflächlichste berührt werden könnte. Umgekehrt freilich beruhen viele sprachliche Erscheinungen auf dem Christenthum. Hier wie überall gilt der Grundsatz: die Sprache ist aus dem Geiste zu begreifen, nicht der Geist aus der Sprache. Deuten freilich müssen wir den Geist aus der

Sprache, aber auch aus vielem Andern. Denn überall deuten wir die Ursache aus der Wirkung; aber wir begreifen die Wirkung aus den Ursachen. Ich gestehe also dem Verf. zu, daß auch ein Zusammenhang bestehe zwischen Christenthum und Ablaut; aber daß er „unschwer darzuthun“ sei, möchte ich kaum behaupten. Leicht dürfte, wer dies unternimmt, bei der Aufsuchung der feinen Fäden fehl greifen.

Der Unterschied des Indogermanischen gegen das Semitische in Bezug auf das Geschlecht zeigt sich hauptsächlich im Neutrum, das nur ersterem zukommt, letzterem abgeht. Was bedeutet nun das Neutrum? Der Verf. meint, zu Mann und Frau gehöre, wenn die Familie zum vollen Abschluß kommen solle, das Kind; und so ist ihm das Neutrum das kindliche Geschlecht, genauer die Indifferenz gegen das Geschlecht; „Mann und Frau waren vorher ohne merkliche Differenz Kind“. „An diese Grundbedeutungen lehnen sich dann in günstiger Betrachtung die Nebenvorstellungen des Kleinen, Zarten, Niedlichen, Naiven, in ungünstiger die des Rohen, grob Ungechlachten, Ausgearteten, Ungeheuerlichen“. Leicht gesagt; aber schwer begriffen. Wie lehnt sich an „Kind“ die Vorstellung des Ungeheuerlichen u. s. w.? Ja, das ist unmöglich. Richtig ist des Verf.s Ausgangspunkt; aber er schreitet unrichtig vor. Das Neutrum bedeutet die Indifferenz gegen das Geschlecht: erstlich das Geschlechtlose schlechthin, die unbelebte Masse, das Ungegliederte, Unpersönliche, und darum das Nohe, Ungeheure, Verachtete (z. B. das Maul: der Mund, das Mensch: der Mensch), auch als Stoff zum Werk oder Werkzeug (*οξεῖνος*, wie Protagoras sagte) Verarbeitete (z. B. das Fell: die Haut, das Buch: die Buche); zweitens aber das noch nicht zu dem vollen Geschlechtscharakter Entwickelte, das Kind, und dann auch das Kleine. Stoffnamen (Gold, Holz) sind Neutra aus dem erstern Grunde; aus anderm Grunde sind die Collectiva Neutra, weil sie nämlich beide Geschlechter umfassen. Mit Recht bemerkt der Verf., daß das Neutrum, gewissermaßen auf zweiter Stufe, das beide Geschlechter Umfassende, sohin Allgemeine bedeutet. Nur der Ableitung, die der Verf. gibt, kann ich mich nicht anschließen. Er sagt, in-

dem er das Kindliche als Grundbedeutung festhält: „Was noch nicht in seiner Polarität entfaltet ist, stellt beides das Eine und das Andre in Aussicht“. Ich meine dagegen, daß wir auch hier von der ersten Bedeutung, der Indifferenz gegen das bestimmte Geschlecht, ausgehen müssen. Das Thier, das Huhn, z. B., sind nicht in dem Sinne Neutra, daß sie Männliches und Weibliches (den Hahn und die Henne) umfassen; sondern sie umfassen beide, indem sie gleichgültig gegen jedes von beiden sind. Dabei ist auch zu beachten, daß vom Umfassen nicht nothwendig das Neutrum erfordert wird. Zwar auch das Pferd umfaßt den Hengst und die Stute, das Rind den Ochse und die Kuh. Aber der Löwe, die Hyäne sind auch Zusammenfassungen, und ebenso das Schaf, die Ziege. Die Zusammenfassung selbst also kann einen dreifach verschiedenen Geschlechtscharakter haben. Uebrigens scheint mir der Verf. nicht alles, was er für seine Ansicht beibringt, richtig gedeutet zu haben. Mit Huhn = Hahn und Henne würde ich nicht zusammenstellen altnorwegisch *dagr Masc.* der helle Tag, *doegr Neutr.* die Zeit von 12 Stunden, die Tag oder Nacht sein kann. Ich meine, *doegr* ist ein Maß der Zeit, insofern etwas ungegliedert Materielles; *dagr* dagegen ist, ich möchte sagen: der Gott Tag, der Tag als lichtiges Wesen, als Person. Will der Verf. an der Motion der Substantiva prüfen, was das Neutrum bedeutet, so sind „der und das Mensch, der und das Wurm“ Beispiele, die klar genug reden. Wenn sich der Verf. auf die Constructions-Regel beruft, der gemäß ein Adjectivum oder Participium, das sich auf ein Masc. und Fem. zugleich bezieht, im Neutr. steht, so erkenne ich auch hier nicht ein Umfassen, sondern ein Absehen vom Geschlecht, nämlich, wie Grimm es nennt, ein Objectiviren, ich möchte sagen: Verdinglichen; z. B. *labor voluptasque dissimillimā naturā* „Mühsal und Lust, zwei von Natur so ungleiche Dinge“. Merkwürdig ist es allerdings, daß in den alten deutschen Dialekten sogar die nähern Bestimmungen, die einem Manne und einem Weibe gemeinsam sind, im Neutrum des Plurals stehen, und auch Grimm spricht hier vom complexiven, zusammenfassenden Charakter des Neutrum. Es ist aber wohl zu unterscheiden zwischen der

Function des Umfassens, welche das Neutrum übt, und der des Zusammenfassens, welche die Plural-Form übt. „Das Thier“ umfaßt den Löwen, das Schaf u. s. w.; „die Thiere“ faßt die einzelnen Thiere als Summe zusammen. Schön war es, als der Deutsche noch sagen konnte „je zwene“ für ein Männer-Paar, „je zwo“ für ein Frauen-Paar, „je zwei“ nicht nur für ein Kinder-Paar, sondern auch für Mann und Frau als Paar. Und wenn wir nun auch sehr geneigt sein werden, in dem letztern Falle die Zusammenfassung gerade der Geschlechtsverschiedenen in ihrer Verschiedenheit zu sehen, so zeigt doch die Sprache, indem sie zwei Kinder eben so als „zwei“ benennt, wie ein Ehepaar, daß das Neutrum an sich nur vom Geschlecht absteht und nur insofern, als es absteht, das Verschiedene umfaßt; indem es aber die Summanden auf die gleiche Benennung, die Brüche auf den gleichen General-Nenner bringt, ermöglicht es die Zusammenfassung durch die Zahl oder durch den Plural.

Ganz gleich stehen also jene zuerst genannten neutralen Nomina als Zusammenfassungen nicht mit diesen Constructionen. Denn dort, z. B. mit Hund, Schaf, Huhn wird genau genommen gar nicht zusammengefaßt, sondern ein Artbegriff wird erfaßt, und diese Erfassung wird als individuelle Einheit geschlechtlich bezeichnet; „Huhn“ ist nicht Hahn + Henne, sondern kann das Eine oder auch das Andre sein, wie „Thier“ bald Löwe, bald Schaf sein kann. Hier dagegen, in der Syntax, bleibt die Vielheit der genannten Einzelnen bestehen, aber sie werden mit Absehung von ihrem Geschlechte schlechtthin als einzelne Wesen im Plural des Neutrum zusammengefaßt. Aber nur in der Summe, also in der Plural-Form werden sie zusammengefaßt, summiert; in der Neutral-Form liegt nur die Gleichheit der genannten Wesen als Summanden mit Absehung von ihren Differenzen. Wenn das Wort „alt“ des Sages „Zacharias und Elisabeth waren alt“ im Gottischen im Neutrum Pluralis steht, so gleicht diese Construction nicht dem „Huhn“ als Umfassung von Hahn und Henne, sondern dem Plural „Hühner“ als Zusammenfassung von Hahn und Henne.

Erst auf dritter Stufe, meint der Verf., entwickle sich

„das völlige Absehen vom Geschlechtsunterschied, die Vorstellung des Uebergeschlechtlichen, Geistigen, Abstracten“. Uebergeschlechtliches kennt die Sprache gar nicht. Ich sehe auch hier, wenn wir sagen: das Schöne, das Gehen, das Alpha u. s. w. nur das ursprüngliche Absehen vom Geschlecht, wie es schon beim „Wasser, Holz“ u. s. w. von der Sprache vollzogen ist. Dies ist gar nicht durch verständige Abstraction geschehen. Das Unbelebte, die Masse gibt sich auch der sinnlichen Anschauung als verschieden von Belebtem, Geschlechtigem kund. Und nur insofern sind auch jene geistigen Abstracta von der Sprache als Neutrum aufgefaßt, als ungeschlechtige Etwas.

Ich gehe nicht weiter ins Einzelne und bemerke schließlich, daß des Verf.s Arbeit durchweg von guter Gelehrsamkeit getragen und geistvoll durchgeführt ist sowohl in den Punkten, die zum Thema gehören, als in denen, die nur beiläufig in Excursen besprochen sind. So wird sie nicht verfehlen, vielfach gut zu wirken.

H. Steinthal.

Berichtigung.

Auf den Seiten 491 bis 504 Bd. IV. der Zeitschrift für Völkerpsychologie stellt Herr E. Tobler in Bern in eingehender und anregender Weise die Gesichtspunkte zusammen, welche sich aus der Betrachtung der Citate, ihres Vorkommens, ihres Umfangs, ihrer Quellen, ihrer Beschaffenheit für die Beurtheilung des Culturzustandes eines Volks ergeben. Wie dankbar nun auch der Citatensammler dafür sein muß, daß man die wesentlich geschichtlich=sprachlichen Thatsachen, mit denen er sich beschäftigt, von einem höheren Standpunkte aus in ihrer ethischen Bedeutung zu erfassen und zu beleuchten sucht, so kann er doch andrerseits nicht umhin, zu bemerken, daß Herr Tobler bei einer Fülle von Bemerkungen, die man sofort unterschreiben wird, Etwas als thatsächlich hinstellt, was nicht thatsächlich ist und woraus sich daher haltbare Schlüsse nicht ziehen lassen. Er erklärt nämlich die Citate (S. 500) für eine „neu aufkommende Erscheinung“, und findet daß das Streben, sie zu=